

Herr Neumann dichtet einen Psalm

Liedpredigt über das Lied „Lobe den Herren“ (EG 316) zum Sonntag Kantate am 6.5.2012 in der Neustädter Hof- und Stadtkirche Hannover

Friedensgruß

Liebe Gemeinde, der Predigt liegt heute kein Bibeltext zugrunde, sondern der Choral, der in diesem Gottesdienst in Gestalt einer Bach-Kantate gespielt wurde. Es ist der Choral „Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren“ (EG 316), geschrieben von Joachim Neander (1650-1680).

Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren,
Meine geliebete Seele, das ist mein Begehren.
Kommet zu Hauf,
Psalter und Harfen, wacht auf!
Lasset die Musicam hören.

Lobe den Herren, der alles so herrlich regieret,
Der dich auf Adellers Fittichen sicher geführet,
Der dich erhält,
Wie es dir selber gefällt;
Hast du nicht dieses verspüret?

Lobe den Herren, der künstlich und fein dich bereitet,
Der dir Gesundheit verliehen, dich freundlich geleitet;
In wieviel Not
Hat nicht der gnädige Gott
Über dir Flügel gebreitet!

Lobe den Herren, der deinen Stand sichtbar gesegnet,
Der aus dem Himmel mit Strömen der Liebe geregnet;
Denke dran,
Was der Allmächtige kann,
Der dir mit Liebe begegnet.

Lobe den Herren, was in mir ist, lobe den Namen!
Alles, was Odem hat, lobe mit Abrahams Samen!
Er ist dein Licht,
Seele, vergiss es ja nicht;
Lobende, schließe mit Amen!

Liebe Gemeinde,

als Überschrift könnte man schreiben: Herr Neumann dichtet im Walzertakt einen Psalm. Aber ich will nicht mit dem barocken Joachim Neander aus dem 17. Jahrhundert, sondern mit einem anderen Dichter aus dem 20. Jahrhundert anfangen, mit Günter Grass.

Dessen frühes Meisterwerk, „Die Blechtrommel“, hat ja bekanntlich der Regisseur Volker Schlöndorff kongenial verfilmt. In Buch und Film kommt eine wunderbare Szene vor, aus der wir zuletzt auch etwas über „Lobe den Herren“ lernen können. Der Blechtrommel, der klein gebliebene Sonderling Oskar Matzerath beobachtet einen Naziaufmarsch. Städtische Parteigrößen, Hitlerjugend und deutsche Mädels, Parteigenossen aus der ganzen Stadt sind alle in Formation angetreten, um einen hohen Nazifunktionär zu begrüßen, der in der offenen Limousine zum Festgelände fährt.

Der kleine Oskar schleicht sich mit seiner Trommel unter das Holzgerüst, auf dem die Kapelle und die Parteibonzen in Habachtstellung stehen. Die Limousine des Gastes mit offenem Verdeck nähert sich. Beifall und Jubel. Fanfarenzug und Kapelle blasen Marschmusik und die Trommler schlagen den Takt dazu. Alle gehen im Gleichschritt der Musik.

Der gewitzte, kleine Trommler unter der Tribüne macht sich einen Spaß daraus, den Dirigenten, die Kapelle, die Trompeter und Paukenschläger, schließlich die ganze Versammlung aus dem Takt, nein, in einen anderen Takt zu bringen. Geschickt nimmt er den Zweiertakt des Marschierens auf und fügt immer wieder einen dritten Schlag hinzu. Langsam aber sicher verwandelt sich der zackige Gleichschritt des Marsches in einen beschwingten Wiener Walzer. Die zum deutschen Gruß erhobenen Arme wippen bald im Dreivierteltakt. Nach und nach nehmen alle Musiker den Walzer, und schließlich dreht sich die ganze angetretene Festversammlung im Walzertakt, bevor ein Wolkenbruch der parteilichen Festversammlung ein Ende macht und alle sich in schneller Flucht ein trockenes Plätzchen suchen.

Liebe Gemeinde, Joachim Neander wußte natürlich noch nichts von den Nazis und ihrer Gleichschaltungsmusik. Und er kannte weder Günter Grass noch Volker Schlöndorff, aber der kleine Trommler Oskar Matzerath hätte ihm gefallen. Marsch verwandelt sich in Walzer, Zweiertakt verwandelt sich in Dreiertakt und aus eintönigem akkuratem Marschieren wird ein harmonisches Sich-Wiegen zu zweit, Ballsaal und Tanzboden statt Exerzierplatz und Kasernenhof. In dieser Verschiebung von Zwei zu Drei hätte er sich wieder erkannt.

Joachim Neander war kein Komponist, sondern Theologe und Dichter mit außerordentlichem Sprachbewußtsein, geschult an der Bibel und den Psalmen: Lobe den

Herren, den mächtigen König der Ehren. Das ist erkennbar im literarischen Dreiertakt geschrieben, in der Fachsprache Daktylus genannt. Und das ließ manche theologischen und germanistischen Beckmesser zur Barockzeit Neanders grimmig die Stirn runzeln. Heiter beschwingtes Dreiermaß für eine Psalmvertonung, das galt damals als völlig unangemessen für einen ehrwürdigen Choral.

Und der vorsichtige Theologe Neander hatte das schnell populäre Lied nur in eine Sammlung aufgenommen, deren Lieder „auff Reisen, zu Hauß oder bei Christen-Ergetzungen im Grünen“ gesungen werden sollten, keinesfalls aber im Gottesdienst, das hätte Neander nie erwartet. Denn im reformierten Gottesdienst wurden damals nur Psalmen gesungen.

Man hat auch sonst an diesem schönen Lied herumgemäkelt, aber das soll uns nicht hindern, auch in ihm die Spuren von Gottes Wort und Zuwendung zu entdecken und seine Verse, Rhythmen und Gedanken als Gott lobende Predigt zu verstehen. Schon Johann Sebastian Bach hatte keine Mühe mehr damit, den Choral im Dreiertakt zu komponieren. Alle fünf Teile der Kantate sind im Dreiertakt geschrieben. Die fünf Strophen von Neanders Lied geben das so vor: viermal drei Viertel und einmal neun Achtel.

Es denke also niemand, der Takt sei nur eine musikalische Nebensache, alleinige Angelegenheit des Dirigententaktstocks. Denn der Takt gibt den wiegenden Rhythmus, die gelassene Stimmung und die freundliche Atmosphäre vor. Und in seiner Beschwingtheit ist bereits der Glaube angelegt, den die gereimten und dann gesungenen Worte in die Seele der Zuhörer hineintragen. Seele, vergiß es ja nicht.

Die Worte des Liedes kommen aus dem 103.Psalm: „Lobe den Herrn, meine Seele und was in mir ist, seinen heiligen Namen“ (Ps 103,1). Fünfmal wiederholt das Neander am Anfang der Choralstrophen: Lobet den Herren! Lobt Gott! Das Lob Gottes ist mehr als eine unverbindliche rhetorische Figur. Neander spricht eher von einer grundsätzlichen Lebenseinstellung des Glaubens. Wer Gott lobt, stellt eine Beziehung des Vertrauens her, zwischen Geschöpf und Schöpfer, zwischen erlösungsbedürftigem Menschen und erlösendem Gott.

Wer lobt, der antwortet auf das Wunder der Schöpfung.

Wer lobt, der glaubt an Erlösung.

Wer lobt, der fühlt sich geborgen in Gott.

Und diesem Gefühl der Geborgenheit haftet nicht nur durch den wiegenden Dreiertakt etwas im guten Sinne des Wortes Kindliches an. Die Schönheit der Schöpfung, vom elegant schwebenden Flug des Adlers bis zur oft übersehenen Regelmäßigkeit des menschlichen Ein- und Ausatmens rückt in den Blick des lyrischen, des glaubenden Ichs.

Und wer den Adler im blauen Himmel schweben sieht und den (eigenen) Atem spürt, dem quillt das Herz über vor Dankbarkeit. Das lyrische glaubende Ich antwortet auf die Wahrnehmung der Schöpfung. Es findet rhythmisch wiegende, feierliche und dankbare Worte dafür. Der Schönheit der Schöpfung entspricht die Schönheit der Dichtung – und die Schönheit der Musik, von Trompete, Flöte und Harfen. Die lobende Gemeinschaft der Glaubenden dichtet, spricht und singt.

Loben ist Antworten. Darin gleichen sich Glauben und Loben. Beide reagieren auf die vorherigen Taten großen und barmherzigen Taten Gottes, das Glauben mit Vertrauen und Gewißheit, das Loben mit überschwenglichem Enthusiasmus.

Es ist diese Erinnerung an das Loben deshalb so wichtig, weil es ein Kennzeichen der Sünde ist, daß sie sich gegenüber dem Lob ausgesprochen vergeßlich zeigt – um es vorsichtig auszudrücken. Sünder loben aus Prinzip nicht - oder nur sehr selten.

Stattdessen neigen sie zum Meckern und Jammern, zur Beckmesserei, zum kränkenden Wort. Wer lobt, schreibt Psalmen, Gedichte oder Walzer. Wer meckert und jammert, der neigt zu Schimpftirade, Gebrüll und provozierendem Ausrufezeichen.

Wobei das Meckern und das Kritisieren deutlich zu unterscheiden sind. Wer meckert, macht die eigene Unzulänglichkeit zum Maßstab der Dinge. Die Meckerei wird zum Selbstzweck, ja zum Ausdruck der Sünde, die man bekanntlich als ein Genügen an sich selbst charakterisieren kann. Wer kritisiert, dem ist zuzugestehen, daß er die Dinge vergleicht mit dem Ziel zu verbessern. Aber wer alles nur schlecht findet, der hat den Gott der Schöpfung abgeschrieben und aufgegeben. Daß Gott eine gute Welt geschaffen hat, gilt dann nicht mehr. Die Beziehung des Glaubens und Lobens, auf die wir im Leben angewiesen sind, wird durch die Sünde des Jammerns und Meckerns zerstört. Sünde ist Beziehungslosigkeit. Das Lob des Glaubens erst findet den Ausweg daraus.

Die Gott lobende Liederdichter Joachim Neander wurde nur dreißig Jahre alt. Er hatte Stellen als Schuldirektor und Pastor in Düsseldorf und Bremen inne. Er kam aus einer Pfarrfamilie, die ihren deutschen Namen Neumann damals modisch zum altgriechischen Neander verwandelte. In Düsseldorf machte Neander gerne Ausflüge zu einer Schlucht an der Düssel in der Nähe von Mettmann. Dort komponierte und dichtete er. Deswegen nannte man den Ort im 19. Jahrhundert Neandertal. Und seit man dort Knochenreste entdeckte, ist Neanders Name auch mit dem Neandertaler verbunden, einer dem homo sapiens verwandten Gattung. „Lobe den Herren, der künstlich und fein dich bereitet!“ Das Lob der Schöpfung geht manchmal ganz krumme Wege in der Evolution.

Nun erhebt sich aber doch ein Einwand. Selbst wenn man den Gedanken annimmt, daß das Loben die für den Glauben angemessene Lebens-, Denk- und Handlungsform ist:

Kann man das so einfach stehen lassen, daß die Schöpfung nur gut ist? Daß sie nur zu loben ist? Wo bleibt all das Ungerade, das Katastrophale, das Leiden, das krumme Holz, das, was Glauben und Vertrauen bis zur Verzweiflung erschüttert? Wer gar nicht lobt, der ist der beziehungslosen Sünde verfallen. Wer nur lobt, der könnte sich im Elfenbeinturm weltfremder Schwärmerei wiederfinden. Der glaubende und lobende Dichter wäre ein frommer Schönredner, der uns über die Wirklichkeit von Krankheit, Sterben, Tod und Katastrophe hinwegtäuscht. Aber der Blick auf den Choraltext zeigt deutlich, daß Neander die Wirklichkeit des Sterblichen, Unzulänglichen, des Unerwarteten und Ungerechten menschlichen Lebens durchaus bewußt war: „In wieviel Not/ Hat nicht der gnädige Gott/ Über dir Flügel gebreitet!“ Wie schon gesagt, der enthusiastische Lobdichter Joachim Neander wurde nicht mehr als dreißig Jahre alt. Auf seinem Sterbebett soll er gesagt haben: „Ich will mich lieber zu Tode hoffen, als durch Unglauben verloren zu gehen.“ Liebe Gemeinde, niemandem von uns ist es möglich, einfach einen Schritt neben sich selbst zu treten, so als würde er dann die Grenzbarriere vom Elend des Alltags in das Schlaraffenland des Lobes überwinden. Enthusiastisches Lob, auch Gotteslob, wird hohl und brüchig, wenn es Not und Elend überspielt.

Ist es vorstellbar, neben dem wiegenden „Lobe den Herren“ auch den Parallelchoral zu singen: Klaget dem Herrn, den wir nicht verstehen! Dieses als Trauermarsch im Zweiertakt? Ja, das ist möglich. Aber es ist auch beim Choral „Lobe den Herren“ zu berücksichtigen, gleichsam als Unterton mitzuhören. Hier wird der Schöpfer, nicht die Schöpfung gelobt, der Gott, der die „Ströme der Liebe“ aus dem Himmel regnen läßt. Gott ist nicht nur der Schöpfer, sondern auch der Erlöser und Retter des Menschen.

In den Enthusiasmus des Lobens mischt sich das Nachdenken über den menschengewordenen Gott, der am Kreuz starb. Auch im größten Lob bleibt noch etwas von der Zweideutigkeit der Welt, von der Wirklichkeit von Krankheit, von fehlender Gerechtigkeit, von Sünde und Schuld. Das Lob Gottes enthält zweierlei, zum einen die Gegenwart der Hilfe Gottes, auf die alle Glaubenden getröstet und befreit vertrauen, zum anderen die Hoffnung auf eine Welt, in der niemand mehr Grund hat zu klagen, eine Welt ohne Tod, ohne Leiden, ohne Ungerechtigkeit – kurz: Gottes Reich, das Jesus von Nazareth den Menschen verheißen hat. Diese Spannung zwischen gegenwärtiger Barmherzigkeit und erhoffter Erlösung, damit müssen wir alle glaubend und vertrauend leben. Aber das ist eben immer noch besser als eine Welt der Trostlosigkeit und des Zufalls, in der kein Gott helfen kann, Leid und Ungerechtigkeit zu lindern.

Der feierliche, lobende, enthusiastische Choral hilft uns zaghaften und zur Klage neigenden Menschen, ein Gegengewicht zu finden. In einem modernen geistlichen Lied

heißt es: „Vergeßt nicht zu danken zu danken dem ewigen Herrn/ Er hat dir viel Gutes getan.“ Auch das im Dreiertakt, das hätte Neander auch schreiben können. Und er hätte zweierlei dazu betont. Das Gotteslob hat seinen Ort nicht in der Einsamkeit, im stillen Kämmerlein. Natürlich hört Gott auch zu, wenn ein Mensch in der Stille und Versenkung betet und meditiert. Und er wird auch dort für Lob empfänglich sein. Aber eigentlich gehört Gotteslob an die Öffentlichkeit, es braucht die Gemeinschaft der Glaubenden und die Gemeinden. Denn Gotteslob, Fröhlichkeit und Enthusiasmus können sich nur ausbreiten, wenn sie miteinander geteilt werden.

Und zweitens: Gotteslob braucht Gesang und Musik: „Psalter und Harfen, wacht auf!/ Lasset die Musicam hören.“ Es sind nicht die Worte allein. Es sind nicht die gesprochenen Worte allein. Es sind nicht die gesungenen Worte allein. Am schönsten ist es, wenn sich zum Gotteslob Musik und Wort, Stimmen und Instrumente verbinden. Die lobenden Worte des Chorals erhalten dadurch eine Tiefendimension aus Rhythmus, Harmonie und Melodie, die weit über das gesprochene Wort hinausreicht. Uns Menschen ergreift sie im Herzen und in Gedanken. Musik setzt Lobpreis in Bewegung. Wer Gott loben will und kann, marschiert nicht im Gleichschritt des Drills, der tanzt im Walzertakt barmherziger Geborgenheit, mit Geigen und Harfen, Trompeten und Gesang.

Wie sagte Neander in Strophe 5 des heutigen Predigtliedes: „Seele, vergiß es ja nicht.“ Amen.

Dr. Wolfgang Vögele, Christuskirche Nordpfarrei, Riefstahlstr.2, 76133 Karlsruhe,
wolfgang.voegele@aktivanet.de
www.wolfgangvoegele.wordpress.com